Die Scholle

früher „Der Ostmärker“

Land- und hauswirtschaftlicher Ratgeber.

Beilage zur „Deutschen Rundschau“.

Die „Scholle“ erscheint jeden zweiten Sonntag. Schluß der Inseraten-Annahme Mittwoch früh. — Geschäftsstelle: Bromberg.

Anzeigenpreis: 30 mm breite Kolonelzeile 30 Groschen, 90 mm br. Reklamezeile 150 Groschen, Deutschld. 25 bz. 150 Goldpfg., Danzig 25 bzw. 150 Danz. Pfg

Nr. 20. Bromberg, den 2. Oktober 1927.

Vom Leben in der Erde.

Von Dr. Wilsing, Dahlen i. Sa.,
ehemals Direktor der Wiesenbauschule Bromberg.*)

I.

Wie lange ist es her, als man uns in der Schule lehrte: „Der Maulwurf ist blind; auch der Regenwurm ist blind.“ Und wenn man aus diesem Lehrsatze die logische Folgerung ziehen wollte, müßte man zu dem Ergebnisse kommen: alle Tiere, welche im Erdboden leben, können nicht sehen. Man begründete das auch sehr einfach mit der „Dunkelheit“ im Boden: es hätte ja auch keinen Zweck für diese Bodenbewohner, Augen zu haben; denn sie könnten im Düstern ja doch keinen Gebrauch davon machen.

Wenn man dann aber die, etwas unbequeme, Frage stellte: Wie können diese Tiere dann aber ihre Nahrung suchen, dann half man sich mit der Behauptung, sie hätten statt des mangelnden Sehvermögens ein um so größeres Geruchsempfinden. Und wenn man damit nicht recht auskam, und nicht erklären konnte, warum sich die Tiere dann nicht rechtzeitig vor ihren Feinden flüchteten, deren Herannahen sie doch auch von weither riechen müßten, so half man sich mit dem „Instinkt“. Und mit „Instinkt“ erklärte man alles das, was man überhaupt nicht erklären konnte. Alle Tiere hatten Instinkt, nur das höchstentwickelte Wesen der Erde, der Mensch, hatte keinen Instinkt.

Die fortschreitende Wissenschaft hat aber allmählich mit dem Instinkt aufgeräumt; eine bisher „unerklärliche“ Eigenschaft als Erscheinung im Leben der Tiere wurde aufgeklärt und erschien dann „ganz natürlich“ — und wenn man auch heute noch einer Unmenge von Naturerscheinungen und uns rätselhaftem Verhalten im Tierleben gegenübersteht, so wagt man doch nicht mehr, solche mit dem geheimnisvollen „Instinkt“ erklären zu wollen. Damit ist es nämlich nichts.

Man hatte sich zu sehr an das menschliche Empfinden gehalten, war zu sehr von den menschlichen Sinnen ausgegangen und hat erst spät gelernt, daß Lebewesen, welche unter anderen Naturbedingungen leben, als wir, auch mit anderen Sinnesorganen ausgerüstet sein müssen. So glaubt heute auch kein Naturwissenschaftler mehr, daß der Maulwurf und der Regenwurm blind seien, im Gegenteil, man weiß, daß sie mit Sehorganen ausgestattet sind, die sie befähigen, gerade im „Dunkeln“, d. h. dort, wohin das volle Sonnenlicht nicht hindringt, alle Gegenstände wahrzunehmen, — also zu sehen. Wer weiß, ob nicht von dem Sonnenlicht gewisse Strahlen doch in die Erde eindringen und von den Bodenbewohnern wahrgenommen werden können? Wir kennen doch heute schon die „unsichtbaren“ ultravioletten Strahlen der Sonne und wissen, daß gerade sie einen außerordentlich starken Einfluß auf das Leben aller organischen Wesen haben, führt man doch das Entstehen oder die Entwicklung jener neuentdeckten Wesen, der sogenannten „Vitamine“, auch auf die Wirkung dieser unsichtbaren Sonnenstrahlen zurück.

*) Infolge der vielen Anfragen Auskunft nur gegen Rückporto.

Wie und unter welchen Umständen die Sonne im Boden auf die Erdmasse, die Pflanzen und die Tiere wirkt, ist uns noch sehr unklar, — aus gutem Grunde, weil wir eben mit unsern Sehwerkzeugen im Dunkeln nichts anfangen können, das Leben und Treiben im Erdboden für uns sehr schwer zu erhellen ist.

Aber, man kommt schon allmählich dahinter. So ist es auch lange bekannt, daß die Meinung, die im Boden lebenden Tiere müßten von den Pflanzenwurzeln leben, „weil doch sonst nichts anderes für sie da sei“, ebenso falsch ist, wie die Meinung von der Blindheit. Man weiß heute, daß die Tiere im Boden genau so wie diejenigen auf dem Boden in der verschiedenartigsten Form ihre Nahrung wählen: die einen leben nur von Tieren, die anderen von tierischer und pflanzlicher Nahrung, die dritten nur von lebenden Pflanzenstoffen, andere wieder nur von abgestorbenen Pflanzenstoffen, wiederum andere mögen auch mineralische Stoffe in irgendeiner Form aufnehmen und verarbeiten.

So wissen wir ganz genau, daß der Maulwurf den Engerling und anderes Ungeziefer jagt, wie der Fuchs den Hasen und die Vögel; wir wissen aber auch, daß der Regenwurm, der nach der Ansicht vieler Landwirte und Gärtner (und auch anderer Leute) die feinen Würzelchen abnagen soll, nur von faulenden Pflanzenresten lebt, niemals aber ein lebendes Würzelchen benagt, weil seine Mundwerkzeuge dazu gar nicht imstande sind.

Und daher sind diese beiden Bodenbewohner zu den besten Freunden des Landwirts zu zählen, die man nicht nur schonen sollte, die man hegen und pflegen sollte, wenn man nur wüßte, wie?

Statt dessen aber stellt man Maulwurfsfallen auf und sticht jeden Regenwurm, den man beim Graben trifft, mit dem Spaten mittendurch und freut sich, wenn die Hühner beim Pflügen durch die Furchen laufen, um jeden Wurm zu verschlingen.

Gewiß, die Hühner verzehren außer dem Regenwurm sicherlich auch viele Insekten, die schädlich sind, d. h. die Pflanzenwurzeln oder Samenkörner vertilgen. Aber sicher ist auf der anderen Seite auch, daß alle Tiere eine große Aufgabe erfüllen, nämlich, den Boden durchlöchern, ihn durch ihre Fortbewegung mit Gängen und Röhren bis zur feinsten Form versehen und erst dadurch der Luft gestatten, den Boden vollkommen zu durchdringen.

Und erst dadurch wird es der Luft und dem Wasser möglich, ihre chemische Arbeit im Boden aufzunehmen, die Nährstoffe für die Pflanzen zu lösen. Die Arbeit der Tiere im Boden ist also ein wesentliches Hilfsmittel für die Fruchtbarkeit des Ackerbodens.

Aber, die Schädlinge? Nun, auch sie helfen an dieser Aufgabe mit, und es ist doch eine noch offene Frage, ob ihr Schaden oder Nutzen größer ist, wenn sie nicht gerade in Massen auftreten. „Die Natur hilft sich immer selbst." Starkes Anwachsen irgendeiner Art wird von der Natur selbst immer wieder durch Entsendung von Feinden (tierischer oder pflanzlicher Art, Krankheiten) herabgedrückt. Und dazu kommt, daß auch wir uns an dem Kampfe gegen das Überhandnehmen uns schädlicher Tiere beteiligen können.

Vor allem aber sollten wir die Tiere, die uns den Boden in eine Verfassung bringen, deren er zu seiner nützlichen Arbeit für uns bedarf, schonen und schützen, anstatt sie zu verfolgen.

Landwirtschaftliches.

Landmanns Arbeiten im Oktober. In diesen Monat fallen die letzten Erntearbeiten. Spätkartoffeln und Rüben werden aufgenommen. Wo die Kartoffeln eingemietet werden, bedecke man die Mieten mit Stroh und werfe darüber, um ein Abwehen zu verhindern, einige Schaufeln Erde. Erst wenn stärkere Frostgefahr droht, wird die Miete ordnungsgemäß bedeckt. Ähnlich macht man es auch mit den Rübenmieten. Niemals bringe man nasse Knollen in die Mieten. Auch beachte man, daß die Früchte erst abschwitzen müssen, bevor sie endgültig bedeckt werden. Bei Einwinterung im Keller ist letzterer fleißig zu lüften. Bei frostfreiem, trockenem Wetter halte man tunlichst Fenster und Türen offen. Die Ackerarbeit besteht hauptsächlich in dem Pflügen der Schläge, die zur Sommerzeit benutzt werden sollen. Wo die Feuchtigkeit es gebietet, sind auf den Wintersaatfeldern Wasserfurchen zu ziehen. Wiesen und Weiden dürfen nicht zu stark abgeweidet werden. Vorteilhaft für beide ist es auch, jetzt die Kuhfladen auseinander zu werfen bzw. zu schleifen. Der Weidegang naht seinem Ende. Bei der Aufstallung gehe man nur allmählich zur allgemeinen Winterfütterung über. Wo Rübenblätter gefüttert werden, muß Trockenfutter nebenher gereicht werden. Stehen große Mengen Rübenblätter zur Verfügung, säuert man sie vorteilhaft ein. In einigen Gegenden wird der Verfütterung von Grünmais immer mehr Beachtung geschenkt. Was davon nicht gleich verfüttert werden kann, stellt man auf und verfüttert es nach und nach, auch getrocknet ist es ein wertvolles Rauhfutter. Die Ställe werden gegen Luftzug abgedichtet. Man halte sie warm, aber gleichzeitig auch luftig. Alle Maschinen und Geräte, die nicht mehr gebraucht werden, sind gründlich zu reinigen, wenn nötig, zu reparieren und die Eisenteile einzufetten. Jetzt ist es auch die beste Zeit, Entwässerungsgräben zu ziehen und zu drainieren. ck.

Roggensaat will den Himmel sehen. In diesem Jahre ist die Getreideernte später als sonst beendet worden und damit wird die Zeitspanne, die für die Vorbereitungen für die Herbstsaat zur Verfügung steht, eine kürzere. Es muß deshalb mehr als sonst darauf geachtet werden, daß der Boden vor Beginn der Saat genügend abgelagert ist, bzw. daß er — am besten durch Anwendung eines Untergrundpackers — vorher genügend gefestigt wird. Auf frisch gepflügtem und lockerem Boden kommt das Saatkorn zu tief in den Boden hinein, und namentlich Roggen ist gegen eine tiefe Unterbringung sehr empfindlich. Daß gerade Roggen eine möglichst flache Saat verlangt, hängt mit der Art seiner Bewurzelung zusammen. Der Roggen entwickelt seine Wurzeln dicht unter der Erdoberfläche, und man muß deshalb im Frühjahr bekanntlich mit dem Eggen oder Hacken des Roggens sehr vorsichtig sein. Bei flach gesätem Roggen entwickeln sich, wie die Abbildung zeigt, nach oben hin ohne weiteres die Blätter und nach unten hin die Wurzeln. Bei einem Roggenkorn, das zu tief in den Boden hineingeraten ist, entwickelt sich nach oben hin zunächst ein schwacher Blatttrieb. Daneben wächst dann ein sogenanntes rhizomartiges Glied nach oben und an diesem entwickelt sich dann, dicht unter der Erdoberfläche, der eigentliche Bestockungsknoten, von dem aus mehrere Blattriebe nach oben und auch ein neues Wurzelsystem nach unten hin geht. Bei einem tief liegenden Saatkorn dauert es nun zunächst schon längere Zeit, bis der grüne Blattkeim die Erddecke durchbrochen hat, dann wird das rhizomartige Glied gebildet und dann erst beginnt das Wachstum der eigentlichen Pflanze. Bei zu tiefer Saat geht daher die ganze Herbstentwicklung nicht so schnell vorwärts, wie es sein müßte. Der Bestand kommt schlecht in den Winter und wird auch im nächsten Jahre einen geringeren Ertrag liefern. Der Acker ist für die Bestellung gut vorbereitet, wenn er so fest ist, daß einzelne Körner gar nicht in den Boden hineinkommen, sondern obenauf liegen bleiben. Bei der Roggensaat sagt man daher: „Der Roggen will den Himmel sehen", womit gesagt sein soll, daß es richtig ist, wenn einzelne Körner unbedeckt bleiben. —I.

Phosphorsäuredüngung zur Wintersaat. Die Pflanze benötigt Phosphorsäure als Eiweißbaustein. Beim Getreide regt sie ferner die Bestockung an, wirkt günstig auf die Halmfestigkeit und sorgt für die Ausbildung gleichmäßig großer, voller und schwerer Körner. Die Annahme, als ob unsere Böden phosphorsäurereich seien, trifft, wie zahlreiche Untersuchungen ergeben haben, auf die Mehrzahl der deutschen Böden nicht zu. Die jungen Getreidepflanzen mit ihrer noch schwachen Bewurzelung haben den größten Nährstoffbedarf. Soweit die Düngung mit Phosphorsäure hierbei in Frage kommt, werden wir vor allem in schweren Böden, sowie in klimatisch ungünstigen Lagen und bei später Saat Superphosphat verabreichen, weil seine wasserlösliche Phosphorsäure rasch den Boden durchtränkt und den Pflänzchen gleich zur Verfügung steht. Es liegt nahe, daß hierdurch die Entwicklung und Bestockung der jungen Saat gekräftigt, die Winterfestigkeit erhöht und ungünstige Einflüsse, wie Trockenperioden, Schädlingsfraß usw. leichter überwunden werden. Im allgemeinen reichen 1 bis 1½ Zentner 18prozentiges Superphosphat pro Morgen aus; will man gleich den Stickstoff mitgeben, so verabreiche man Ammoniak-Superphosphat in Mengen von 2—3 Ztr. auf einen Morgen, und zwar kurz vor der Saat. Auf leichten Böden empfiehlt sich zu Wintergetreide die geteilte Anwendung, ⅓ bis ½ im Herbst und der Rest im zeitigen Frühjahre als Kopfdünger. Daß auch die nötigen Kalimengen nicht fehlen dürfen, sei nur angedeutet. Hs.

Viehzucht.

Klauenpflege beim Rindvieh. Die Klauen haben den Zweck, den Zehen Schutz zu geben und ein sicheres Auftreten zu vermitteln. Für Arbeitsrinder ist ein nicht zu weiches Klauenhorn erwünscht. Die Klauen sollen sich allmählich von oben nach unten verbreitern und einen geschlossenen Spalt besitzen. Die Vorderklauen sind in der Regel kürzer und weniger spitz, als die Hinterklauen. Verhältnismäßig selten und dann am ehesten bei Bullen der Gebirgsrassen finden sich die sogenannten Bockklauen, welche mit einer steilen Fessel in Verbindung zu stehen pflegen und bei denen die Trachten annähernd dieselbe Höhe aufweisen, wie der Zehenteil. Die Klaue ist dabei klein und hat eine schmale, enge Sohle; die Wände nutzen sich stark ab, so daß die Sohle empfindlich ist. Umgekehrt kommen in Verbindung mit einer schrägen Fessel lange und schmale Klauen vor, welche lange und schräge Zehen, sowie niedrige Trachten

aufweisen — Schweinsklauen —. Die Trachten werden stark, die Zehe wenig abgenutzt; die Tiere treten bei gespreizten Klauen stark mit den Ballen auf. Sofern den Tieren auf der Weide oder bei der Arbeit Gelegenheit zur regelmäßigen Abnutzung der Klauen gegeben ist, erhalten diese die wünschenswerte Gestalt, während bei Stallvieh oft erhebliche Verlängerungen des Zehenteils — Stallklauen — und damit Verunstaltungen auftreten. Diese pflegen am stärksten an den Hinterfüßen aufzutreten, wo sie eigenartige Formen annehmen können — gekreuzte Schnabelschuhklauen —. Beim Auftreten leiden solche Tiere natürlich ungeheure Schmerzen, da die ganze Körperlast auf dem Ballen, bzw. auf der darunter lagernden knöchernen Grundlage, liegt. Ein ganz besonderer Nachteil ergibt sich hieraus für die Bullen, beim Aufrichten legt sich selbstverständlich die Last ebenfalls auf die Ballen; dadurch entstehen Schmerzen, so daß die Tiere deckunlustig werden oder doch „schwer springen", das heißt, die Körperlast vollkommen auf die Kuh legen und diese dann zusammendrücken können. Bevor man einen „schwer springenden" Bullen dem Schlachtmesser opfert, sollte man doch vorher die Klauen einer genauen Untersuchung unterziehen; mancher wertvolle Zuchtbulle könnte auf diese Weise der Zucht erhalten bleiben. — Ebenso ist wohl ohne weiteres klar, daß Kühe, die infolge schlechter oder abnormer Klauen Schmerzen zeigen, weniger oder schlechter fressen und dadurch in ihrer Nutzungsleistung zurückgehen. Deshalb ist bei Stallvieh eine Klauenpflege unbedingt notwendig, um den Klauen die natürliche Form zu geben. Wirkmesser und Klauenschere, auch Stemmeisen sind daher in Stallhaltungswirtschaften unentbehrlich. In einzelnen Gegenden gibt es auch bereits ausgebildete Klauenpfleger, die sich bestens bewährt haben. — In unreinlichen Stallungen können die Tiere zwischen den Klauen schwer heilende Geschwüre bekommen, ja, diese können sogar seuchenartig auftreten. Bei Weidevieh sorgt der sommerliche Weidegang für die genügende Abnutzung der Klauen, so daß man in der Regel ohne besondere Klauenpflege auskommen kann. Auch Arbeitstiere nützen ihre Klauen regelmäßig ab. Landwirtschaftsrat E. S.

Geflügelzucht.

Was Orpington-Enten leisten können. Es ist zu bedauern, daß die Orpington-Enten und ihr Nutzen so wenig bekannt sind. Als ich vor mehreren Jahren auf einem Gute als Hofwirtschaftler tätig war, wurde auf meine Veranlassung hin ein Zuchtstamm von 1,8 gekauft. Seit dieser Zeit werden sie dort immer noch gezüchtet, und ich persönlich

Gelber Orpingtonerpel.

habe sie hoch schätzen gelernt, so daß ich sie nur warm empfehlen kann. Nach meinen Aufzeichnungen legten diese acht Enten damals im Durchschnitt 168 Eier, in einem Jahre also 1344. Mit Rücksicht darauf, daß den Enten unbeschränkter Auslauf, auch auf einem Flusse, zur Verfügung stand, wurden im folgenden Jahre weitere Enten zugekauft und der Stamm auf 4,22 vergrößert. Der alte Zuchtstamm legte in der Zeit vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 299 Eier; hierauf legte der Stamm, nachdem 14 Stück junge Enten am 1. Januar dazugekommen waren, im Januar 34, Februar 78, März 143, April 624, Mai 586, Juni 443, Juli 118, August 98, September 83, Oktober 47, November 28, im ganzen 2282 Eier von 22 Enten, im Durchschnitt also 103 Stück in diesen Monaten. Durch dieses ausgezeichnete Ergebnis wurde ich natürlich immer mehr veranlaßt, den Orpingtonenten meine ganze Aufmerksamkeit zu schenken. Zur Zucht wurde ein elektrischer Brutapparat angeschafft und von 100 eingelegten Eiern waren 92 befruchtet, aus denen 88 junge Enten schlüpften. Die zweite Brut brachte 78 Entchen. In einem runden Tümpel, der mit flachen, schrägen Rändern zementiert, dreimal wöchentlich ausgeschöpft und aufs peinlichste gesäubert wurde, ließ ich ungefähr dreißig Eimer Wasser bringen und Entengrütze, die aus einem benachbarten Teiche herbeigeholt wurde, werfen. Jeden Abend war alles aufgefressen. Außerdem aber erhielten die Entenküken, die dreimal täglich gefüttert wurden, Abfallweizen und Kartoffeln mit Gerstenschrot. Auch der Absatz an Eiern bereitete keine Schwierigkeiten, denn alle Eier, die nicht zur Brut verwendet wurden, erhielt ein Händler, der sie als Verbrauchseier verkaufte. Die Erpel, die Ende März geschlüpft waren, wogen im Juni 4 Pfund, ja, Gewichte bis zu 7 Pfund wurden erzielt. Im Winter bekam der Zuchtstamm früh und abends einen Eimer Körnerfutter, sonst gekochte Kartoffeln mit Maisschrot vermischt. Die Enteneier, die nicht gleich in der Wirtschaft verwendet und auch nicht verkauft wurden, legte die Wirtschafterin in Wasserglas ein, sie sind tadellos und zu allen Mehlspeisen und zur Bäckerei zu verwenden. Die Farbe der ganzen Herde ist von kräftigem, dunklem Gelb, die Erpel teils mit dunkelbraunen Köpfen. Als Einstreu in den Stall wurden Sägespäne benutzt. Es war mein ganzer Stolz, ihn täglich in erstklassiger Sauberkeit zu erhalten. R. Brauer.

Die jungen Hähne. In zahlreichen Geflügelhaltungen, namentlich dort, wo nur eine verhältnismäßig kleine Schar gehalten wird, auch dort, wo es an Platz fehlt, läßt man die Junghähne mit den Hennen jeden Alters zusammenlaufen, bis ihre Zeit entweder zum Verkauf oder zur Schlachtung gekommen ist. Gegen eine solche Haltung aber sprechen manche schwerwiegende Bedenken. Besonders gilt das für die leichten Rassen, deren Hähne schon mit drei bis vier Monaten geschlechtsreif werden, in welcher Zeit sie dann alte wie junge Hennen arg belästigen. Sobald sich die Geschlechtsreife durch Jagen der Hühner bemerkbar macht, sollten die jungen Hähne ausgesondert werden. Diese Forderung gilt sowohl für die zum Schlachten, als auch für die zur Zucht bestimmten Tiere. Durch das fortwährende Umherjagen und die Ausübung des Geschlechtsaktes verlieren die noch unentwickelten Tiere an Kraft und nutzen das Futter unvorteilhaft aus, ganz abgesehen davon, daß auch die Hennen, vornehmlich die noch in der Entwicklung begriffenen Junghennen, arg in Mitleidenschaft gezogen werden. Insbesondere gelten diese Nachteile auch für die zur Zucht bestimmten Hähne, die durch zu frühe Ausübung des Geschlechtstriebes geschwächt und damit für die spätere Zucht minderwertig werden. Es wird dann später nicht nur viele unbefruchtete Eier geben, sondern auch die Nachzucht bleibt schwächlich, wächst langsamer heran und ist für allerlei Krankheiten empfänglicher. Aus diesen, die ganze spätere Zucht schwer schädigenden Gründen sollten die Junghähne bei beginnender Geschlechtsreife von den Hennen getrennt werden. Der ihnen als Auslauf angewiesene Platz braucht nicht sehr groß zu sein, besonders nicht für Schlachtware, soll aber von dem Auslauf der Hennen so weit getrennt sein, daß beide Geschlechter sich einander nicht sehen. Sch.

Obst- und Gartenbau.

Frostspannerfraß. Die Frostnachtspanner schwärmen in der Zeit von Oktober bis in den Dezember, also in der Zeit der Nachtfröste, und zwar in Dämmerung und Dunkelheit. Fliegen aber kann nur das Männchen; das Weibchen besitzt nur Flügelstumpfen. Aus diesem Grunde ist es genötigt, zur Eiablage am Stamm in die Höhe zu kriechen, um in die Baumkrone zu gelangen. Darin beruht gegen diese Schädlinge das Kampfmittel der Raupenleimringe. Es wird Anfang Oktober ein Streifen fettdichtes Papier um die Stämme gelegt, das dünn mit Raupenleim bestrichen wird, auf welchem sich die emporkletternden Weibchen fangen. Dieser Schädling sucht sämtliche Obstarten heim, selbst Haselnuß-

sträucher, Walnußbäume. Die Raupen erscheinen Ende Mai bis Mitte Juni. Als sommerliches Kampfmittel dient das Ausschneiden der Nester, so lange sie sich noch in denselben aufhalten. Sie verlassen diese aber so früh, daß man selten dazukömmt, sie zu vernichten, so lange die Räupchen noch beieinander wohnen. Man bemerkt nur, daß die Knospen von Blüten und Laubtrieben benagt und zerfressen sind.

Auf den Frostspanner kann man schließen, wenn man Räupchen findet, die mehlgrau, später grünlich-weiß gefärbt sind. Nach 40 Tagen sind sie ausgewachsen. Die erschließenden Blüten sind gewöhnlich von einem Gespinst überzogen. Stört man das Räupchen, so läßt es sich schleunigst an einem Fädchen zur Erde hinab. Die wirksamsten Mittel sind immer noch diejenigen, die Gift enthalten, wie Schweinfurter Grün, Arsen-Kupfer-Kalkbrühe u. a. Da es sich bei allen Raupen um fressende Schädiger handelt, wird mit dem Laube die aufgespritzte Giftflüssigkeit aufgenommen und alle derartigen Schädlinge, nicht nur die Frostspannerraupen, werden getötet. Aus diesem Grunde macht sich eine solche Bespritzung gut bezahlt. Man muß aber die Vorsicht beobachten, beim Verspritzen solcher Giftbrühen stets mit dem Rücken gegen den Wind zu stehen, damit die staubartig fein verteilte Lösung vom Arbeitenden fortgeweht wird und ihm nicht in Mund, Augen und Lunge kommt. Auch muß vor Frühstückspausen und nach Beendigung der Arbeit eine gründliche Reinigung eintreten, vornehmlich der Hände. Js.

Wie schützt man sich am besten gegen die Schnecken? Unter den verschiedenen Weichtieren sind es besonders die Schnecken, die in den Gärten am meisten Schaden anrichten. Neben den nackten Schnecken kennt man noch die vielen bunten, zierlichen Häuschenschnecken, die nicht weniger schädlich sind, als die nackten, da sie in unzähliger Masse vorkommen. Die Schnecken sind Nachttiere, die tagsüber ruhen und nur abends auf ihre Nahrungssuche gehen. Besondere Vorliebe haben sie für junge Salatpflanzen, die sie gewöhnlich ganz kahl fressen, weshalb die Pflanzen dann eingehen. Auch an die Erdbeeren machen sie sich heran, fressen dieselben an und machen sie dadurch unbrauchbar. Daneben verschonen sie auch junge Gurkenpflanzen, sowie andere junge Pflänzlinge nicht, alles ist ihnen willkommen und geht unter ihrer Freßlust zugrunde. Man kennt verschiedene Bekämpfungsmittel, von denen das Ablesen noch immer das beste Mittel ist. Immerhin macht es viel Arbeit und kann nur abends, wenn die Dunkelheit eingetreten ist, vorgenommen werden. Mittels einer Laterne werden die Schnecken am besten bei Regenwetter abgesucht, in einen Topf getan und mit kochendem Wasser übergossen. Dies muß mehrere Abende hindurch geschehen. Man kann auch feuchte Bretter und Steine auf den Beeten auslegen, unter denen sich die Schnecken sammeln. Oder man stelle flache Schalen mit etwas Tropfbier in den Garten, namentlich bei den Erdbeeren; die Schnecken kriechen hinein, und man kann sie dann vernichten. Von den verschiedenen Mitteln zum Bestreuen der Erde als Mittel gegen die Schnecken ist das Kainit das beste, nur muß es öfters gestreut werden. Man verwendet das Kainit als Kopfdünger, und zwar 100 Gramm auf einen Quadratmeter. Das Salz greift in aufgelöstem Zustande den schleimigen Körper der Schnecken an und bewirkt ihre Tötung. Von einem Gartenbeet, das ringsum mit Kainit bestreut wurde, bleiben die Schnecken vollständig fern. J. B.

Für Haus und Herd.

Rindslendenstück. Nach dem Enthäuten wird das Fleisch mit der stumpfen Seite des Hackemessers geklopft. Darauf legt man es in heiße braune Butter, worin man es unter mehrmaligem Wenden etwa vier Minuten braten läßt. Zuletzt werden die Scheiben von beiden Seiten gesalzen und gepfeffert, und der Bratensatz in drei Löffeln Wasser gekocht; man schmeckt ihn mit ein wenig Salz ab. Zu dem Gericht gibt man Salzkartoffeln.

Hammelbrust, gebraten oder geröstet. Die Hammelbrust muß in Wasser mit Salz, Wurzeln, Zwiebeln und Gewürz weich kochen. Dann nimmt man die Knochen heraus, läßt die Brust erkalten, schneidet sie hierauf in kleine Stücke, würzt sie mit Pfeffer und Salz, umhüllt sie mit Ei und geriebener Semmel und läßt sie nun mit Butter in einer Pfanne schön gelbbraun backen. Es empfiehlt sich auch, die Hammelbrust zu rösten. Dann taucht man die Stücke in eine Mischung von zerlassener Butter und Ei, wendet sie in geriebener Semmel und läßt sie dann auf dem Roste über Kohlenglut zu schöner Farbe rösten.

Bratwürste mit Ei. Zunächst werden die erforderlichen Bratwürste in Scheiben geschnitten und in wenig Schmalz gebraten. Dann quirlt man fünf Eier, denen man etwas Zitronensaft, eine Prise Pfeffer und Salz beigibt, in zwei Löffel Milch, gießt die über die Bratwürste und rührt im Aufkochen das Ganze fleißig durcheinander.

Karpfen gespickt. Ein mäßig großer Karpfen wird geschuppt, ausgenommen und gewaschen, dann der Rücken abgehäutet und mit auserlesenem Speck gespickt; der Fisch wird mit Salz, Gewürz, Wurzeln, Lorbeerblättern, Zwiebeln, Rotwein und Essig gebeizt, wobei er öfters umgewendet werden muß. Nachdem wird der Karpfen in eine mit Butter ausgestrichene Pfanne gelegt, die Zutaten der Beize werden mit Wasser ausgekocht, durch ein Sieb gegossen und mit ein wenig Weizenmehl zu einer Sauce sämig gemacht. Diese gießt man über den Karpfen und läßt ihn im heißen Ofen unter nachhaltendem Begießen gar werden. Am schmackhaftesten ist der Fisch, wenn er hübsch braun ist.

Feiner Mehlpudding. Man nimmt 150 Gramm feines Weizenmehl und brennt dieses mit einem halben Liter Milch und 150 Gramm Butter nach Vorschrift ab. Alsbald nach dem Verkühlen gibt man nach und nach sechs Eidotter bei, 150 Gramm Zucker, sechs feingestoßene bittere Mandeln und die auf Zucker abgeriebene Schale einer Zitrone. Nun mischt man leicht den festgeschlagenen Schnee von den Eiweißen darunter und kocht den Pudding in einer Serviette oder Form. Man gibt hierzu Himbeer- oder Kirschsauce; auch mit gekochtem Obst serviert, mundet dieser Pudding vorzüglich.

Karottensuppe. Die Karotten werden geputzt, geschnitten und hernach in 1½ Liter Wasser mit Sellerie, Zwiebel, einem Lorbeerblatt, Pfeffer und ein wenig Thymian 1½ Stunde lang gekocht. Dann rührt man sie durch ein Sieb und schmeckt sie mit Würze und Salz ab. Um der Suppe einen feineren Geschmack zu geben, kocht man etwas Reis darin weich; zuguterletzt wird sie mit Kartoffelmehl gebunden.

Die Behandlung des Bügeleisens. Wenn die gebügelte Wäsche nicht recht sauber erscheint, liegt es fast nie daran, daß sie nicht sorgsam genug gewaschen ist. Vielfach bekommt die Plättwäsche durch eine Behandlung mit dem Bügeleisen häßliche Stellen, aber auch nur dann, wenn die Hausfrau dieses Instrument nicht ordentlich behandelt. Das Eisen soll nie auf den Herd gestellt werden, da es sonst leicht den Staub und die Fettreste von dort auf die Wäsche überträgt. Man soll auch das Eisen nicht in allzu heißem Zustand auf die Wäsche bringen, da sie sonst leicht versengt wird. Vor dem jedesmaligen Gebrauch reibe man das Bügeleisen mit Rostpapier und einem Tuche ab. Nach Beendigung des Plättens empfiehlt es sich, das Bügeleisen in sauberes Flanell einzuschlagen, um es vor Feuchtigkeit und dem dadurch entstehenden Rost zu schützen.

Verantwortlicher Redakteur für den redaktionellen Teil: M. Hepke; für Anzeigen und Reklamen: Edmund Przygodzki; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., sämtlich in Bromberg.